



Kein Vorwärts, kein Zurück

Wie ein lesbisches Paar aus Kamerun in eine bessere Zukunft aufbricht – und vor den Grenzen Europas strandet. Von **Nora Noll**

ins Heimatland, es gibt kein Hier in Marokko. Dass es kein Vorwärts gibt, hängt auch mit der EU zusammen.

Kamerun. Vor sieben Jahren steht Mary bei einem Exorzisten in einer Stadt im Osten Kameruns. Ihre Mutter hat sie zum Priester gebracht, damit er ihr die „Dämonen“ austreibt. Der Priester schlägt sie und zwingt sie dazu, immer wieder einen Satz aufzuschreiben, über viele Seiten: „Ich will nicht lesbisch sein.“ Zwei Wochen verbringt sie im Haus des Priesters. Zusammen mit anderen jungen Frauen. Zusammen mit Joyce. Zwei Wochen lang beschützen sie sich gegenseitig vor Missbrauch und Vergewaltigung durch den Exorzisten. Sie lassen sich nicht allein und verstecken sich, wenn der Priester abends ins Zimmer kommt. Dann flüchten sie gemeinsam in die Großstadt Douala – so erzählt es Mary. Sicher fühlen sie sich nie mehr wieder. In Kamerun ist gleichgeschlechtlicher Sex ein Verbrechen, fünf Jahre Haft stehen darauf. Nach Berichten von Amnesty International reicht vor Gericht oft der Verdacht auf Homosexualität für eine Verurteilung. Mary und Joyce sind seit fünf Jahren ein Paar, als Joyce von einer Gruppe Männer vergewaltigt wird. „Die Männer wollten mich zur Frau machen“, sagt sie. Der Aufseher des Viertels gibt nicht den Tätern die Schuld, stattdessen droht er den beiden Frauen mit der Polizei. Sie entschließen sich zur Flucht, erzählt Mary. „Wir wussten nicht wohin, wir wussten nur, wir müssen weg.“

Die Flucht führt sie durch Nigeria, Benin und Niger. In Nigeria

wird Homosexualität strafrechtlich verfolgt, in keinem der Länder gibt es rechtlichen Schutz vor LGBTI-feindlicher Diskriminierung. Um durch die Sahara nach Algerien zu kommen, schließen sie sich einem Konvoi von fast hundert Migrant*innen an. In Algerien werden sie direkt nach der Grenzüberquerung von dem algerischen Schlepper verkauft. „Weißt du, wir waren Ware. Dein Arsch wird angeschaut, deine Brüste, deine Zähne, dann wird verhandelt“, erzählt Mary. 65.000 Dinar, knapp fünfhundert Euro, bezahlt ein Menschenhändler für die zwei Frauen, die sich als Schwestern ausgeben. Mary muss seine Frau spielen, Zuneigung vortäuschen und mit ihm schlafen, dafür wird ihre „kleine Schwester“ nicht zwangsprostituiert. Dann soll Mary weiterverkauft werden, sie allein für 100.000 Dinar. Einen günstigen Moment nutzen sie abermals zur Flucht. „Wir sind gerannt, gerannt, gerannt, ohne Schuhe, ohne Geld, einfach nur gerannt“, erzählt Mary.

Kein Leben in Marokko. Nach fünf Monaten in Algerien erreichen Mary und Joyce Oujda, eine marokkanische Stadt an der Grenze zu Algerien. „Uns wurde erzählt, in Marokko sei alles besser“, sagt Mary. Sie fahren nach Rabat und beantragen im dortigen Büro des UNHCR Asyl. Marokko hat kein eigenes Asylsystem, ein entsprechender Gesetzesentwurf von 2013 wurde bisher nicht umgesetzt. Deshalb ist für die Verfahren der UNHCR verantwortlich. „Wir warten auf das Gesetz. Bis dahin muss jeder Flüchtling noch einmal gesondert von einer

Drinnen, in dem kleinen Zimmer in der Medina einer marokkanischen Stadt, ist es so warm, dass Mary in Unterwäsche auf dem Matratzenlager liegt, während sie Paola das Fläschchen gibt. Draußen dämmert es, der Muezzin hat soeben das Abendgebet gesungen. Mary erzählt ihre Geschichte. Neben dem Bett sitzt Joyce auf einem Plastikhocker und dreht einen Joint. Sie wirkt älter als Mary (30), ist aber erst 29. Die zwei Frauen könnten unterschiedlicher nicht sein. Mary und Joyce heißen eigentlich anders, aber wollen zu ihrer eigenen Sicherheit anonym bleiben. Sie sind ein Paar – seit sieben Jahren. Weil das in Kamerun illegal ist, sind sie geflohen. Auch in Marokko sind sie nicht sicher. Ihre Freiheit beschränkt sich auf sechs Quadratmeter; verlassen sie ihr Zimmer, werden sie zu Schwestern. „Marokko ist die Hölle“, sagt Mary. „Ich sterbe lieber, als nach Kamerun zu gehen“, sagt Joyce. Es gibt kein Zurück

marokkanischen Kommission anerkannt werden“, sagt Masaki Miyoshi, Protection Officer des UNHCR-Büros in Rabat. Die Unterstützung, die der UNHCR leisten kann, ist begrenzt: Selbst anerkannte Flüchtlinge erhalten nur bei besonderer Bedürftigkeit finanzielle Hilfe, für Asylsuchende gibt es laut Miyoshi weder Geld noch Unterkunft oder Zugang zu medizinischer Versorgung. Laut der Behörde vor Ort fehlten allein im Jahr 2018 6,9 Millionen Euro.

Auch mit Asyl hätten die beiden Frauen keine Perspektive in Marokko: LGBTI-Flüchtlinge stehen zwar unter dem Schutz des UNHCR, aber werden von marokkanischer Seite nicht anerkannt. Ohne Anerkennung kein Aufenthaltstitel, keine Arbeitserlaubnis und keine Möglichkeit, sich ein Leben aufzubauen.

Es ist Anfang 2018, die Flucht dauert schon fast ein Jahr. Joyce und Mary sind trotz ihres Asylgesuches auf sich allein gestellt. Freundinnen vermitteln ihnen in Casablanca ein Zimmer bei einem Bekannten. Kurz Luft holen und ausruhen, aber Joyce geht es schlecht. „Sie war so blass, hat kaum gegessen, ihr war übel“, erzählt Mary. Sie kauft ihrer Freundin einen Schwangerschaftstest. Als sie das Ergebnis sieht, ist sie geschockt: Da ist ein Baby. „Aber dann dachte ich mir: Dieses Kind will bei uns bleiben, das ist ein Segen Gottes.“

Meistens ist es Mary, die sich um die vier Monate alte Paola kümmert, sie wäscht, füttert und herumträgt. Mary bleibt auch meistens zu Hause, während Joyce unterwegs ist. Die beiden Frauen betreiben ein Essengeschäft. Joyce kauft Zutaten im Großhandel, Mary kocht, und Joyce geht dann mit einer blauen Camping-Kühltruhe durch die Straßen und verkauft die kamerunischen Speisen. Joyce sagt: „Ich bin der Mann. Mary meine Frau.“

Kein Weg nach Europa. Kurz nachdem sie um Joyces Schwangerschaft wissen, verlassen die beiden Casablanca. Der Bekannte hat sie nicht in Ruhe gelassen, erzählt Mary, sie belästigt und sexuelle Gefälligkeiten als „Miete“ verlangt. Sie gehen in Richtung Norden und gelangen in

ein verstecktes Camp in den Wäldern rund um Tanger. Zwischen Pinien und Eukalyptusbäumen leben dort Hunderte subsaharische Migrant*innen, bereit, mit dem nächsten Schlauchboot nach Spanien zu fahren. Bereit für „Boza“ – so wird die Ankunft in Europa genannt. Die Fahrt mit einem motorisierten Boot für rund vierzig Passagiere kostet zweitausend Euro,

Deportationen in den Süden sind in Marokko seit Jahren gängige Methode, um Migrant*innen vom Mittelmeer fernzuhalten.

dreihundert Euro die Fahrt mit einem Familienschlauchboot zum Paddeln. An ein besseres Leben in Marokko glauben Joyce und Mary nicht mehr. Sie glauben an Boza. Also sparen und betteln sie sich das Geld zusammen. Dreimal bezahlen sie dreihundert Euro, dreimal wird ihr Boot unweit der Küste von der marokkanischen Marine abgefangen.

Die Marine patrouilliert, die Küste ist gesprenkelt mit bunten Plastikplanen, unter denen Soldaten hocken und nach Schlauchbooten Ausschau halten. Marokko kämpft gegen Migration übers Mittelmeer und bekommt dafür Geld von der EU. Seit 2014 sind bereits 232 Millionen Euro im Rahmen einer sogenannten Migrations-Kooperation nach Marokko geflossen. Nur vier Prozent der Gelder sind für die Integration von Migrant*innen bestimmt. Der Rest dient hauptsächlich dem „Migration and Border Management“, also dem Grenzschutz. Die EU finanziert das Equipment wie Fahrzeuge, Boote und Funksysteme. Nach Angaben des Pressesprechers der EU-Kommission Alceo Smerilli soll das Geld in Zukunft auch der Ausbildung marokkanischer Grenzschützer*innen dienen.

Europäische Subvention. Als Mary und Joyce das dritte Mal von der Marine verhaftet werden, werden sie nicht wie die Male davor nach ein paar Stunden entlassen. Diesmal werden sie mit einem Bus 872 Kilometer in den Süden Marokkos, nach Tiznit

verschleppt. Joyce ist zu dem Zeitpunkt hochschwanger.

Deportationen in den Süden sind in Marokko seit Jahren gängige Methode, um Migrant*innen vom Mittelmeer fernzuhalten. „Es gibt keine Rechtsgrundlage, keinen richterlichen Beschluss und keine polizeilichen Akten. Und es ist vollkommen sinnlos, weil die Migrant*innen, sobald

sie können, wieder in den Norden fahren“, sagt Omar Naji, Aktivist der Menschenrechtsorganisation AMDH. Eigentlich wird registrierten Asylsuchenden von Marokko Schutz vor Abschiebung und Verschleppung gewährt. Aber die Polizei wollte nicht einmal die UNHCR-Papiere sehen, sagt Joyce.

Diese Praktiken müssten der EU bekannt sein. Es gibt Interviews mit Betroffenen, und Organisationen wie Ärzte ohne Grenzen und Amnesty International verurteilen öffentlich die Deportationen. Trotzdem wird im Dezember 2018 ein neues Paket beschlossen: 140 Millionen Euro schickt die EU nach Marokko, um Migrant*innen von Europa fernzuhalten. Siebzig Millionen gehen direkt an die marokkanische Regierung. Laut Pressesprecher Alceo Smerilli soll mit dem Geld

© Mikael Grunwaldt





Djamila Grandits

Grenz- überschreitung. Again.

Mit (Halb-)Öffentlichkeit umzugehen, gehört zum Veranstalten dazu. Es gibt Leute, die ihre Arbeitspersona und ihr Privatleben strikt trennen. In meinem Fall ist das nicht so, die Grenzen sind fließend und halbwegs transparent, ich mag das und es fühlt sich meistens gut an.

Offensichtlich lädt aber gerade eben diese Durchlässigkeit zur Grenzüberschreitung ein. Ein paar Tage nach dem Filmfestival: Ein Fan des Projekts, ein entzückter Besucher, bekommt keine Antwort auf eine Mail, in der er das Interesse, mich besser kennenzulernen, bekundet, und nähert sich daraufhin auf allen anderen Online-Kanälen an. Ich reagiere nicht. Ein paar Tage später dann eine Textnachricht aufs Telefon, meine Telefonnummer wohl aus den Tiefen des Internets gezogen. Jetzt bin ich nur noch in Rage.

(Ich hatte anfangs sogar noch vor, auf die erste Mail höflich zurückweisend zu antworten. Warum!?)

Ich bin nicht wütend, weil ich Angst habe oder mich eingeschüchtert fühle. Ich bin wütend, weil ich meine Offenheit und meine flexiblen Grenzen unter Beschuss sehe. Das Konstrukt ist fragil, es basiert auf Vertrauen und dem gegenseitigen Wahren von Grenzen. Ich werde mir das dennoch nicht nehmen lassen.

Aus der Wut und um das Thema wieder mal auf den Tisch zu bringen, poste ich einen Artikel von Nicole Schöndorfer, die plädiert: „Hört auf, Stalking zu romantisieren.“

Die Person fühlt sich offenbar angesprochen, es folgt eine Nachricht: „Wollte nicht ... bin schon weg“. Hat also mitgelesen. Lässt sich auch nicht nehmen, weiter auf Veranstaltungen zu kommen. Egal. Aber es nervt.

Es nervt, dass Übergriffigkeit und Grenzüberschreitungen ständig romantisiert und normalisiert werden. Ich will nicht einsehen, warum ich mir schon wieder neue Strategien und Mechanismen überlegen muss, um mich zu schützen und mit misogynem Dreck umzugehen. Warum ich meinen internalisierten Reflex nicht harsch zurückzuweisen bekämpfe, während irgendwelche Typen wahrscheinlich gerade beleidigt schmollen und mal wieder nichts verstanden haben.

Djamila Grandits ist müde, wütend, genervt und denkt sich: Just don't fckn overstep – das kann ja nicht so schwer sein.

keine menschenrechtswidrige Politik unterstützt werden. Er sagt nicht, wie die EU das nach der Auszahlung überprüfen will.

In Tiznit müssen Joyce und Mary betteln, um ein Rückfahrticket in den Norden zu kaufen. Sie gehen zurück in den Wald. Ihr Asylverfahren läuft, doch als nach einem halben Jahr im Oktober 2018 die Anhörung ansteht, haben die beiden Frauen kein Geld, um nach Rabat zum UNHCR-Büro zu fahren, erzählt Joyce. Der Termin verfällt, das Verfahren wird neu eingeleitet. Nach Paolas Geburt im November 2018 suchen sich Joyce und Mary ein Zimmer in der Medina einer marokkanischen Kleinstadt und verdienen genug Geld mit kamerunischer Küche für Miete, Milch und den eigenen Hunger. Seit der Geburt von Paola haben die Frauen keine weitere Schlauchbootfahrt gewagt. Aber sie wollen auf keinen Fall in Marokko bleiben. Täglich erleben sie Rassismus. Am schlimmsten war die Geburt von Paola. „Ich habe geschrien vor Schmerzen, aber die Hebammen haben sich gestritten, weil keine mich anfassen wollte“, sagt Joyce. Erst nach einer Nacht auf dem Krankenhausflur und ohne Behandlung habe sich eine Ärztin gekümmert. „Paola soll nicht in Marokko aufwachsen müssen“, sagt Joyce.

Raus aus Marokko – das verspricht „Boza“, und das verspricht auch ein anderes verheißungsvolles Wort: Resettlement. Der UNHCR schickt mit dem Programm jedes Jahr knapp hundert Geflüchtete von Marokko aus nach Kanada oder in die USA. Je nachdem, wie viele Plätze verfügbar sind, wird ein bestimmter Anteil für LGBTI-Flüchtlinge reserviert, 2018 waren es laut Masaki Miyoshi rund zwanzig von insgesamt 89 Plätzen. Bis zur tatsächlichen Überführung kann es bis zu vier Jahre dauern, sagt er. „Wir vergeben die Plätze nach dem First-Come-First-Serve-Prinzip und beziehen die erhöhte Schutzbedürftigkeit, z. B. von suizidgefährdeten Menschen, mit ein.“ Ein System, das über Leben und Tod entscheidet und dabei wie ein Bahn-Infoschalter verfährt: Nummer ziehen und warten. Dazu kommt, dass es einfach zu wenige Plätze gibt. Die Zahlen des UNHCR zeigen, dass seit dem Start des Programms 2007 von

903 bewilligten Resettlement-Fällen nur 61 Prozent wirklich durchgeführt wurden. 352 Menschen warten bis heute.

Boza. Am 22. März 2019 um halb neun Uhr morgens klopft es an der Tür. Joyce öffnet und ein Polizist steht im Zimmer. „Er sagte, wir würden auf die Wache fahren, um unseren Aufenthaltstitel zu bekommen“, sagt Joyce. Im Kommissariat angekommen, geht es in eine kahle Sammelzelle, Joyce schickt per WhatsApp ein Video: Betonboden mit Matratzen, darauf sieben Frauen und zwei Kinder, keine Toiletten. Nach drei Stunden werden sie zum Bus gebracht, wieder

„Die Männer wollten mich zur Frau machen.“

ignoriert die Polizei ihre UNHCR-Papiere, so Joyce. In der Nähe von Marrakesch endet die Fahrt. Als Joyce davon erzählt, lacht sie bitter. „Ich verstehe dieses Land nicht: Sie versuchen uns mit allen Mitteln daran zu hindern, nach Europa zu gelangen. Aber hier machen sie uns das Leben unmöglich. Sollen wir nun in Marokko bleiben oder nicht?“ Es ist spät geworden. Joyce tippt auf ihrem Handy rum, auf Facebook hat jemand ein neues Boza-Video gepostet: Eine Frau liegt auf dem Deck eines spanischen Rettungsschiffes und weint vor Freude, die übrigen Passagiere schreien, jubeln und tanzen. „Wenn Paola groß genug ist, versuchen wir es wieder“, sagt Joyce. „So Gott will, sind wir in einem Jahr auch drüben.“ ●

Nora Noll lebt in Berlin und schreibt neben ihrem Studium für „bento“, die „taz“ und den „Freitag“. Mikael Grunwaldt lebt in Hamburg und studiert Fotojournalismus in Hannover. Auf der gemeinsamen Reise nach Marokko lernten sie über eine NGO Migranten kennen, die im selben Haus wie Mary und Joyce wohnten. Nach einigen Treffen und gemeinsam verbrachten Abenden entschlossen sich die beiden Frauen, ihre Geschichte zu erzählen.